

Jespersen macht das grosse Glück

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **217 (1944)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-656877>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

glücklich an der Seite John Mervyns vor dem Traualtar stand, hörte ich das letzte Kapitel dieser Geschichte. John Mervyn hatte, wie bei seinem bisherigen Leben nicht anders denkbar, nur wenige Freunde, und ich war einer von ihnen. So nahm er mich denn, an diesem Tage der Erfüllung seiner geduldigen Sehnsucht, einen Augenblick beiseite und erzählte mir des Rätsels Lösung:

Damals, im Jahre 1927, war Mr. Holloway, von politischen Feinden fälschlich des Betruges angeklagt, unter Anklage gestellt und verhaftet worden. Gerade an jenem Tag hatte sich seine Tochter Mary nach den furchtbaren Aufregungen in den Park geflüchtet, um ein wenig Erholung zu finden. Da der Name ihres Vaters gerade damals durch den Schmutz der Sensationspresse geschleift wurde, hatte sie eine Scheu davor gehabt, ihren wirklichen Namen zu nennen, vielleicht aus einer unbestimmten Angst, den jungen Mann, zu dem sie auch ihrerseits vom ersten Augenblick an eine tiefe Neigung gefaßt hatte, zu verlieren. Und an dem Tag, an dem sie nicht zu der vereinbarten Zusammenkunft kam, hatte die Polizei auch sie verhaftet, unter dem Vorwand der Mitwisserschaft, in Wirklichkeit wohl, um den Vater durch den seelischen Zwang zu einem Geständnis zu bewegen. So war sie außerstande gewesen, ein Lebenszeichen zu geben, und in der Gemütsverfassung, in der sie sich damals befand, hatte sie sich den Zunamen des jungen Menschen nicht gemerkt. Die Schuldlosigkeit ihres Vaters kam bald an den Tag, doch der Anwalt hatte, von bitteren Gefühlen erfüllt, seinen Wohnsitz nach Philadelphia verlegt.

Aber sie war ihm treu geblieben und keinem der glänzenden Heiratsanträge, die sie erhalten hatte, gefolgt.

Dies ist die Geschichte John Mervyns und seiner geduldigen Liebe, eine Geschichte ohne besondere Sensationen, gewiß... Aber eine Geschichte, aus der groß und strahlend das Lied von der Ewigkeit der Liebe klingt.

Sie: „Sie haben einen sehr hübschen Mund. Er würde direkt in das Gesicht einer Frau passen.“

Er: „Das ist eine vorzügliche Idee. Darf ich gleich mal probieren?“

Jesperesen macht das große Glück.

„Raus mit Ihnen!“ brüllte der dicke Möller und gab den Mehlsäcken einen Tritt, daß der weiße Staub aufflog. „Was hatte ich Ihnen gesagt? Daß wir hundert Säcke Mehl einlagern wollen. Und jetzt haben Sie tausend gekauft, Sie Rindvieh!“

Jesperesen, das Unglücksfarnickel, seufzte. „Ich muß aus Versehen eine Null zu viel geschrieben haben...“

„Raus!“ brüllte Möller wieder.

Es war aber auch zum Berrücktwerden! Da lud ihm dieser Hans Hudebein 1000 Säcke Mehl auf den Hals — 1000 Säcke, die niemals wieder loszuwerden waren. Ein Jammer, ein wahrer Jammer mit diesem Jespersen. Bestand hatte der Bursche. Aber welcher Leichtfuß! Wer bezahlte nun den Schaden? 900 Säcke Mehl mußten sofort mit Verlust wieder abgestoßen werden.

Plötzlich klopfte es. Jespersen steckte vorsichtig seinen Kopf herein. „Herr Möller, der amerikanische Ingenieur — — —“

Weiter kam er nicht, Möller brüllte: „Raus!“

„Das nennen Sie einen anständigen Empfang?“ erklang eine tiefe Stimme, und herein trat Ingenieur Waltmann: „Wollen Sie Geld verdienen oder nicht? Wir haben Ihnen bereits geschrieben, daß wir Ihnen Ihr Stück Land hinter der Kirche abkaufen wollen. Viel Erdöl wird es hier in Schweden nicht geben, aber immerhin...“

„Ach lassen Sie mich in Ruh!“ brummte Möller, immer noch in Wut über die 1000 Säcke Mehl, die ihm Jespersen aufgeholt hatte. „Unter 10 000 verkaufe ich überhaupt nicht, verstanden?“

Ihr letztes Wort?“ fragte der Ingenieur.

„Ja!“

„Hm — viel Geld, 10 000!“ meinte Waltmann. „Gut, ich werde meiner Direktion telegraphieren und Ihnen Bescheid zukommen lassen. Wiedersehen!“

Eine halbe Stunde später hatte sich der dicke Möller wieder beruhigt. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. So ein Blödsinn! Wie konnte er sich hinreißen lassen, einen solchen phantastischen Preis für das Stückchen Land hinter der Dorfkirche zu verlangen? 10 000 Kro-

nen? Das bezahlte der Amerikaner niemals! Und was war schuld an allem? Die zehnmal verfluchten 1000 Säcke Mehl! „Jesperen“, schrie Möller in den Laden, „laufen Sie sofort ins Hotel ‚Drottning Kristine‘ und holen Sie mir den Amerikaner zurück, verstanden?“

Jesperen nickte, band die weiße Schürze ab, strich sein Haar zurecht und verschwand aus der Tür...

Einige Stunden später.

„Ist Karin noch nicht mit dem Nachmittagskuchen zurück?“ fragte Möller seine Frau.

Die Frau schüttelte den Kopf.

„Und Jesperen ist auch nicht wieder da“, schimpfte er. „Es ist zum Auswachsen! Jetzt werde ich aber endlich...“ In diesem Augenblick klopfte es an die Tür, und der amerikanische Ingenieur trat herein.

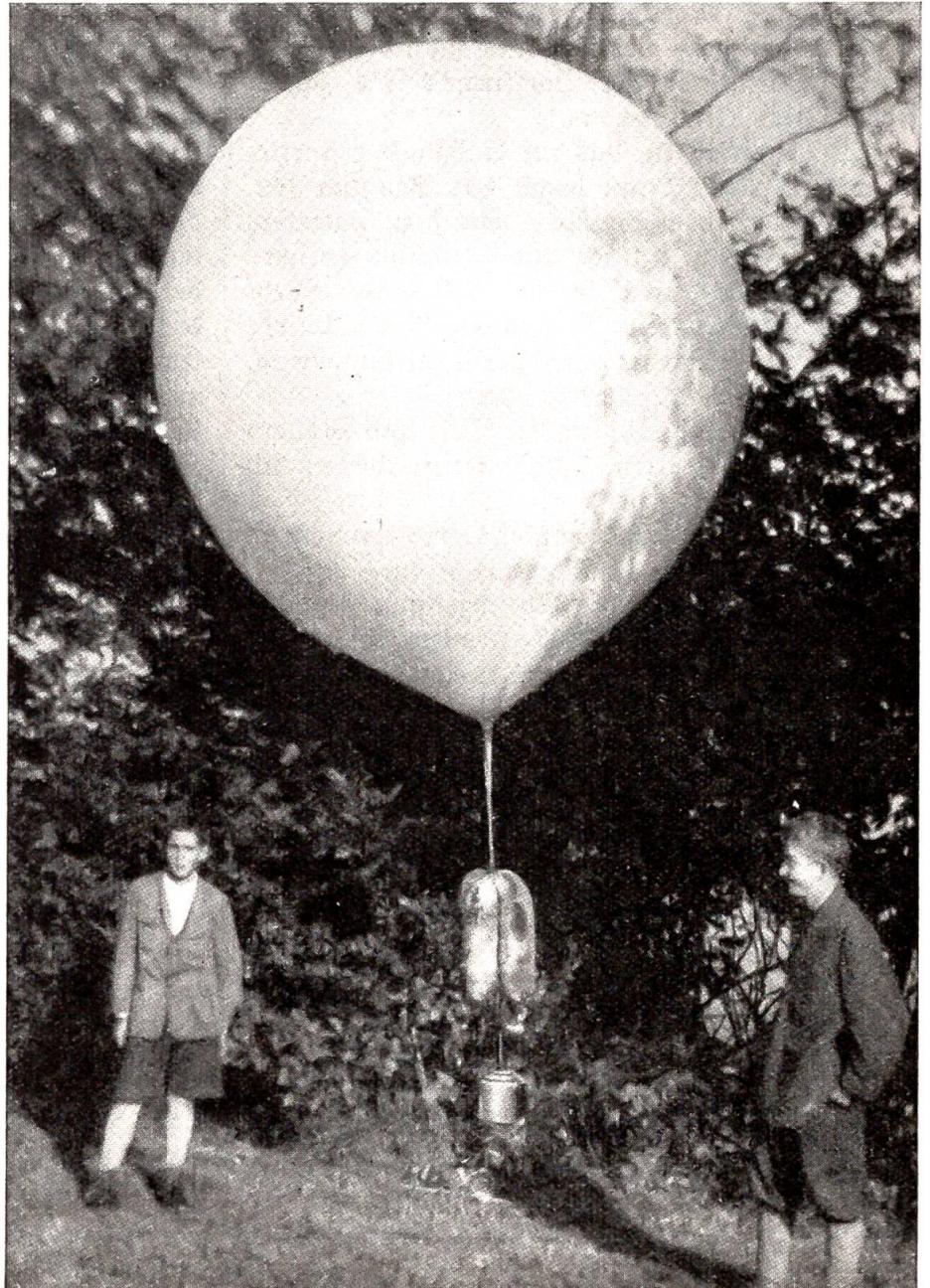
„Ah, Mister — äh, Mister Baltmann,“ stotterte Möller, „Sie haben meine Botschaft bekommen?“

„Ich habe keine Botschaft bekommen und verlange auch keine von Ihnen“, antwortete Baltmann, „es wäre sowieso zwecklos gewesen, Sie sind noch an Ihr Gebot gebunden, Herr Möller! Auf Winkelzüge lassen wir Amerikaner uns nicht ein, das merken Sie sich. Also: meine Direktion hat ihr Einverständnis gedrahtet: 10 000 Dollars, bar auf den Tisch des Hauses! Hier sind sie!“ Und damit breitete er eine Handvoll Scheine aus. „Wollen wir anschließend zum Notar gehen und den Vertrag aufsetzen?“

Möller nickte geistesabwesend. Dollars, Dollars! Und er, dieses Rindvieh, hatte gemeint, daß den Amerikanern

selbst Schwedentronen schon zuviel seien! Der Himmel sollte Jesperen, diesen Unglücksraben, segnen! Ein wahres Glück, daß er den Amerikaner nicht zurückgeholt hatte!

Es war am Spätnachmittag, als Jesperen selig wieder in die Tür trat. „Schönes Wetter,



Ausländische Störballone gehen in der Nähe des Dorfes Movelier, Berner Jura, nieder.

Z. Nr. VI Br. 11700. — Photopreß, Zürich.

was?“ rief er seinem Chef vergnügt zu. „Ist das nicht ein Frühling in diesem Jahre?“
„Haben Sie den Amerikaner getroffen?“ fragte Möller streng.

„Was für einen Amerikaner?“ fragte Jespersen spöttisch. „Glauben Sie denn, Herr Möller, unsereiner ließe mit Scheuklappen durch die Welt? Ach nein... Merkten Sie denn nicht, daß diese Yankee geradezu verrückt sind nach dem Stückchen Land hinter der Dorfkirche? Die zahlen jeden Preis. Und da...“

Wie Lots Weib, das zur Salzsäule erstarrte, stand der Chef. Dann brach das Gewitter los. „Was unterstehen Sie sich? Statt zu parieren, treiben Sie sich in der Weltgeschichte herum? Und das, nachdem Sie mir 900 Säcke Mehl aufgehäuft haben, Sie Riesentamel!“ brüllte der Chef. „Auf der Stelle sollte ich Sie rauschmeißen, verstehen Sie? Auf der Stelle.“

Da öffnete sich plötzlich die Tür, und Möllers Töchterlein flog herein. Im Hintergrunde ließ sich auch die Mutter sehen.

„Aber Papachen,“ sagte Karin und strich ihrem Vater liebevoll über das Kinn, „hast du denn noch nicht in die Abendzeitung geguckt? Du hast den Sack mit 15 Kronen eingekauft, da aber augenblicklich eine ausländische Kommission hier durchreißt und Mehl ankauft, ist der Preis pro Sack auf 21 Kronen gestiegen! Nun, ist mein Ewald nicht ein tüchtiger Kerl?“

„Jawohl — ein tüchtiger Kerl,“ stammelte der dicke Möller, „beinahe schon zu tüchtig! Aber meinetwegen, Kind. Ich wünsche Euch nur, daß Ihr später als Mann und Frau immer so viel Glück habt wie heute — — —“

So war es gekommen, daß Jespersen in sein Glück stolperte...

Der Pariser Porträtmaler Kees van Dongen, der, wie schon sein Name verrät, niederländischer Abkunft ist, ließ sich in Frankreich naturalisieren. Als man ihn fragte, aus welchem Grund er das getan habe, sagte er:

„Um besser protestieren zu können!“

„Gegen wen denn?“

„Nun, gegen die vielen Ausländer, die sich in Frankreich naturalisieren lassen!“

Philipp Emanuel v. Fellenberg.

Zu dessen 100. Todestage am 21. November 1944.

Als nach dem Sturze der alten Eidgenossenschaft eine demokratische Verfassung eingeführt wurde, die allen Bürgern gleiche Rechte und Pflichten zusicherte, erkannten die einsichtigen Männer jener Zeit wohl, daß das Volk nur durch eine gute Bildung zum richtigen Gebrauch seiner neuen Rechte und Freiheiten befähigt werden könne. Daher wurde die Volksbildung als eine wichtige Aufgabe des demokratischen Staates betrachtet, und mit großem Eifer ging man an die Verbesserung des Schulwesens. Die Seele dieser Bestrebungen war der helvetische Minister der Wissenschaften und Künste, Philipp Stapfer, der mit seinem Mitbürger Albert Rengger in edlem Wettstreit für die Hebung der Volksbildung wirkte. Allein bei den fortwährenden Unruhen im Lande, bei den vielen Kriegszügen fremder Heere, die über einen großen Teil der Schweiz Not und Elend brachten, und bei dem gänzlichen Mangel an finanziellen Hilfsmitteln war an eine erfolgreiche Durchführung von Stapfers Plänen nicht zu denken, und sein Entwurf zu einem eidgenössischen Schulgesetz erhielt nie die Sanktion der Behörden. Doch die Idee, daß die Sorge für die Erziehung der Jugend eine Pflicht der Obrigkeit sei, hatte sich zur Zeit der Helvetik allgemein durchgesetzt und wurde von den verschiedenen Kantonsregierungen anerkannt. Diese begnügten sich aber meistens mit der Aufstellung von Gesetzen und Verordnungen über das Schulwesen, welches sie zur Hauptsache den Gemeinden überließen und diese mit ziemlich unregelmäßigen und unverbindlichen Unterstützungen bedachten.

Weit mehr noch als durch staatliche Fürsorge wurde die Schule Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch die private Tätigkeit einzelner hervorragender Männer gefördert, unter welchen Philipp Emanuel von Fellenberg einen ersten Platz beanspruchen darf.

Als Sohn des Berner Professors der Rechtswissenschaft, Daniel von Fellenberg, und einer ebenso gebildeten und edelgesinnten Mutter aus altadeligem holländischen Geschlecht am 15. Juni 1771 in Bern geboren, erhielt er von seinen Eltern eine vorzügliche Erziehung. Schon als Knabe,